

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. zzgl. Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5spaltige Beilagenzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 19/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Vom Sprachkrieg in Oesterreich.

* Leipzig, 11. Februar.

Aus Wien schreibt unser p. h.-Mitarbeiter vom 9. Februar:

Wenn ein Krieg, besonders ein Bürgerkrieg, lange dauert, wenn er von einer Generation der anderen als politisches Erbe überlassen wird, so daß bereits die Schulkinder Partei ergreifen und die Waffen führen, so muß unvermeidlich ein Zeitpunkt kommen, wo alle Leute nur mehr einen Wunsch kennen, den Frieden, einen Wunsch, dessen Erfüllung ihnen höher steht, als die Gewährung der ursprünglichen, im Kampfe längst vergessenen Forderungen und die Erringung der Rechte, für die einst, vor vielen Jahren, die Väter und Großväter die Waffen erhoben haben. Diese allgemeine Ermüdung und Erschlaffung schafft dann den Frieden mit zwingender Gewalt. Das Land ist zu arm geworden, um den Krieg zu ertragen. Oesterreich ist nun tatsächlich zu arm geworden, so weit hinter allen anderen Kulturländern wirtschaftlich zurückgeblieben, als daß es nicht endlich auch seinen Westfälischen Frieden haben müßte. Die Merkmale der Ermüdung wenigstens beginnen sich langsam auch bei den kriegsführenden Parteien bemerkbar zu machen. Zunächst ist eine kleine Kräfteverschiebung zu konstatieren: die Deutsch-Österreicher, die bisher zumeist im Kampfe zwischen Deutschen und Tschechen sich auf die Seite der letzteren stellten, stimmten neulich bei einem nationalunstrittenen Budgetposten betreffend das Gymnasium in Tisitz mit den übrigen deutschen Parteien zusammen. Und neben dieser Kräfteverschiebung noch eine merkwürdige Tatsache: keine Nation kann ihre Friedensbedingungen formulieren. Die deutsch-tschechische Verständigungskonferenz, die ja, obwohl es von ihr jetzt ziemlich still geworden ist, bald kommen muß, und zwar, wenn die Volksinteressen nicht zum Teufel gehen sollen, noch vor den Ausgleichsverhandlungen mit Ungarn, findet kein Schriftstück vor, in dem die Forderungen, zwischen denen zu vermitteln ist, klar aufgestellt sind und keinen Menschen, der die Vollmacht hätte, im Namen irgend eines Volkes zu unterhandeln. Die tschechische Partei im Abgeordnetenhaus ist mit ihrem Exekutivkomitee in Prag, der Vertreterschaft der Wahlbezirke, in Konflikt geraten, und bei den Deutschen macht sich ein starker Gegensatz zwischen den sogenannten Alpen- und den Sudetendeutschen geltend, der sogar am Bestand der stärksten deutschen Partei, der deutschen Volkspartei, rüttelt. Trotzdem ist heute jene härenhafte Kampfesweise verschwunden, die um eines einzigen Nachwächlerpostens willen das ganze Parlament zusammenzureißen im Stande war.

Der Sprachkrieg ist ja nur eine Seite des Kampfes um die Expansion der verschiedenen Volksstämme innerhalb

eines Staatsgebietes, nämlich der Kampf um die Sprache, um eine Sprache in Schule und Amt. Wenn nun den kleinen Nationen, den Tschechen, Polen, Slowenen u., die deutsche Sprache als Unterrichtssprache aufgedrungen würde, wenn niemand in seiner Sprache Recht fände oder ein Vergehen bei einer Behörde vorbringen könnte, wenn mit einem Worte die deutsche Sprache bei uns die Stellung hätte, die die ungarische Sprache in dem der Majorität nach nicht von Ungarn, sondern von Rumänen, Deutschen und Slawen bewohnten Ungarn, so brauchte man sich über die Erbitterung des Kampfes nicht zu verwundern, und auch sein Ausgang wäre nicht zweifelhaft. Eine Entnationalisierung in großem Stil kann heute von niemandem und nirgendwo durchgeführt werden. Aber es giebt heute überall national-sprachliche Volks- und Bürgerschulen und, wo die betreffende Nationalkultur es erfordert und überhaupt ermöglicht, auch nationale Mittelschulen und Hochschulen jeder Art. Auch das Gericht und jedes sonstige Amt, insoweit der Staatsbürger überhaupt regelmäßig mit ihm zu thun hat, verkehrt mit jedem in seiner Muttersprache. Die deutsche Sprache hat heute, abgesehen von ihrer Stellung als Muttersprache der Deutsch-Österreicher, politisch und staatsrechtlich keine andere Bedeutung, als daß sie die verwaltungstechnisch unbedingt erforderliche Verkehrssprache zwischen den Behörden zweiter Instanz und den Landesbehörden einerseits und den Centralstellen in Wien andererseits herstellt. Und ihre kulturelle Bedeutung können doch die Slawen auch durch den größten Enttäuschungsstempel nicht aus der Welt schaffen, ganz abgesehen davon, daß dieses Moment politisch nicht faßbar ist. Der einzige streitige Punkt ist die sogenannte innere Amtssprache, d. h. die Sprache, in der die Beamten einer Behörde untereinander dienstlich verkehren. Man getraut sich gar nicht, diese „Frage“ für ausländische Leser darzustellen. Denn nur bei uns kann die Rücksichtlichkeit nicht töten, über eine solche Lappalie parlamentarische Kriegstänze aufzuführen.

Das wirkliche und in der Natur der Sache begründete Interesse an der Sprache in Schule und Amt ist also kein ausreichender Grund zum Sprachkrieg. Die Sprachfrage reizt zum Kampfe nur auf als Symbol. So oft eine an Zahl kleine Bevölkerungsschicht krasse Interessenpolitik treibt, geht ihr eifrigstes Bestreben dahin, diese Interessen zu verhehlen und zu verschleiern. Der Sprachkrieg, so wie er nun seit vielen Jahren bei uns geführt wird, ist aber zum großen Teil, wenn man von der gegenseitigen Antipathie verschiedener Nationen gegeneinander absieht, nichts anderes als die Interessenpolitik derjenigen, die vom Amte leben; dieser Kampf wird fast ausschließlich geführt von den Deutschen, für die es nie genug deutsche Richterstellen, und von den Tschechen, für die es nie genug tschechische Bezirkshauptmannschaften geben kann. Als große

Heeresmacht hinter diesen Leuten, die den nationalen Kampf nicht mehr als Kampf um bestimmte Forderungen führen, sondern die den Krieg als ihren Lebensunterhalt betrachten, stehen die bäuerlichen und kleingewerblichen Schichten. Die Großindustrie aber, die bei uns noch zu schwach ist, um parlamentarisch selbständig vorgehen zu können, und in selbstbewußten Unternehmerdünkel diejenigen, die in gewissen Sinne ihre wirtschaftspolitischen Bundesgenossen sind, die Industriearbeiter, als politisch gleichberechtigt nicht anerkennen will, muß jene sie selbst bedrohende nationale Demagogie wenigstens indirekt unterstützen, um wirtschaftlich nicht allzu sehr geschädigt zu werden. Aus diesen bunten und schätzbaren Flicken wird dann von irgend einem politischen Romantiker, denn Romantiker waren alle die großen Parteiführer, die unsere noch heute bestehenden nationalen und staatsrechtlichen Parteien vor Jahren und zum Teil Jahrzehnten begründeten, die Fahne des nationalen Kampfes, der für die „nationale Ehre“ geführt wird, zusammengestrickt. Aber heute beginnt langsam das Ende dieses Faschings-treibens. Die Handwurste sind zum Teil schon abgeschminkt und die Säger der nationalen Ehre sind schon recht hülfe geworden.

Das ökonomische Gewissen beginnt zu erwachen. Die Menschen werden immer weniger geneigt, sich erst von den Bewerbern um das Amt als wunderbares, großmächtiges Volk die Hand küssen zu lassen, um dann von demselben Amtsjäger, wenn er in der Pfunde sitzt, sich geschuhrtelgelt und seine Interessen verraten zu sehen. Dazu kommt das Erstarken der Arbeiterklasse. Die Arbeiter sehen ihr nationales Interesse in den allermeisten Fällen gewahrt, haben übrigens durchwegs einen großen Nutzen von der Kenntnis der deutschen Sprache. Tausende tschechischer und slowenischer Arbeiter sind während der letzten Hochkonjunktur nach Deutschland gewandert. Aber ihre wachsende Macht hat formal politisch noch keinen Ausdruck gefunden. Sie sind noch immer in den Käfig eines Wahlrechts gesperrt, das überhaupt höchstens in Wien und den dichtesten Industriegegenden einen geringen Wert für sie hat. Das „Kalendarium“, bei dessen Einhaltung sich die nächste Zukunft Oesterreichs besser stellen wird als seine jüngste Vergangenheit, muß lauten: erst Erweiterung des Wahlrechtes, dann Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Tschechen, Deutschen und Slowenen. Der große Kampf zwischen Germanen und Slawen wird gewiß nicht im österreichischen Parlament entschieden werden. Aber dazu muß es kommen, daß die Slawen die großen Vorteile anerkennen, die ihnen aus dem Zusammenleben in einem Staatsverband mit den Deutschen entspringen, während die Deutschen den Gedanken Bismarcks durchdenken lernen müssen, daß die Deutschen in

Seuiletton.

Handelt verboten.

Die leibhaftige Bosheit.

Roman von Gustav Wied.

Einsig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

„Manuel! Manuel!“ jammerte die Alte — „Bist Du krank geworden, Manuel —“ Sie packte ihn in ihrer Verzweiflung an der Schulter und schüttelte ihn. „Sag mir doch, was Dir fehlt, lieber Manuel! Soll ich zum Doktor laufen?“

Manuel schlug die Augen auf und sah sich verwirrt um.

„Ach Gott, ach Gott!“ stöhnte er. — „ach Gott, ach Gott im hohen Himmel! Und ich bin mit ihm ins Gericht gegangen! — Bete, Mutter Karen, bete! Danke Gott dem Allmächtigen auf Deinen Knien!“

„Lieber Manuel! lieber Manuel —“ daß es ein solches Ende nehmen würde, daß es ein solches Ende nehmen würde!“

Emmanuel hatte sich vom Sofa herabgleiten lassen. Und indem er seine Hände faltete und sie zu der niedrigen Decke erhob, betete er mit einer sonderbar quellenden Stimme, die voller Gewissensbisse und Neue war, durch die aber auch zugleich die seltsame Freude hindurchklang:

„Ach lieber Gott, lieber Gott, wie soll man dir doch danken und dich preisen ob deiner großen Güte und Barmherzigkeit! Wie soll man dich deinen Namen in alle Ewigkeit lobsingeln? — Man ist dessen nicht wert! Nein, nein, — er war ja besser nicht wert, zu lieber Gott! Dein

himmlischer Name soll Tag und Nacht von meinen Lippen tönen, weil du mir und meiner alten Mutter, die dir in ihrem Herzen lobsingelt, so viel Liebe erwiesen hast. — Ach, du lieber Gott und Schöpfer, sei einem nicht böse, wenn man auch zuweilen gegen deinen Willen gemurrt hat! Aber es währte ja so lange, bis du deine himmlische Macht zeigtest, und man ist ja nur ein schwaches, elendes Menschenkind, das deine Wege und Stege nicht kennt! — Herr, Herr, hab Dank! hab Dank! — Und nun kommst du und sammelst glühende Kohlen auf eines Haupte! — Aber siehe, siehe, man liegt zu deinen Füßen und erhebt seine schwachen Hände zu deinem Antlitz aus innerster Seele, um dir für deine große Gnade zu danken! Herr, Herr!

Lobe den Herrn, meine Seele,
Ich will dich loben bis in den Tod!
Weil ich noch Stunden auf Erden zähle,
Will ich lobsingeln meinem Gott!

Amen, Amen, Amen in Jesu Namen!“

Thomsen schlug die Hände vor das Gesicht und warf sich wie in Krämpfen auf das Sofa.

Mutter Karen war starr vor Entsetzen.

„Manuel, Manuel!“ wiederholte sie unaufhörlich — „Lieber Manuel, lieber Manuel, was hast Du nur? Was hast Du nur einmal? Soll ich zum Doktor laufen?“

Aber Manuel hörte sich nicht.

Da erkante die Ladenglocke.

„Da ist jemand, Manuel! Da kommt jemand! In Jesu heiligem Namen!“

Thomsen erhob sich schnell und strich sich mit der Hand über das Gesicht.

„Geh! Geh hinaus!“ sagte er.

„Ja, aber —“

„Geh nur! Geh hinaus!“

„Ja — ja!“

Raum war die Mutter zur Thür hinaus, als Manuel nach der Zeitung griff.

„Ja, da stand es: 28 811 — — 50 000! — —“ „Du guter, lieber, gnädiger Gott! Du guter, lieber, gnädiger Gott: fünfzigtausend Kronen! — — Bier in fünfzig, wie viel ist denn das?“

Er holte in fieberhafter Erregung einen kleinen Bleistiftstummel aus der Westentasche und schrieb ein Rechenexempel auf den Rand der Zeitung:

„Bier in fünf geht einmal und eins im Sinn — — Bier in zehn geht zweimal, und zwei im Sinn — — Bier in zwanzig geht fünfmal, zwei Nullen angehängt — — zwölftausend und fünf hundert! Zwölftausend und fünf hundert!“

— — Mutter!“

Madam Thomsen kam hereingestürzt. Sie glaubte, der Junge läge in den letzten Zügen. Als sie ihn aber ganz lebendig und aufrecht mitten im Zimmer stehen sah, schloß sie die Thür und sagte:

„Die Kunden sind noch da —“

Manuel aber ergriff ihre Hand und zog sie an sich:

„Man ist schlecht gegen Dich gewesen, Mutter Karen —“ sagte er weich. — — „Man ist manchmal nicht so gewesen, wie man hätte sein sollen —“

„Wer? — Du?“

„Aber jetzt soll es anders werden!“ fuhr er fort und streichelte ihren Arm — man verspricht es Dir heilig und teuer, liebe Mutter Karen, daß es jetzt anders werden soll!“

„Aber Manuel —“ Karen war kurz davor, in Thränen auszubrechen.

„Aber Manuel —“ Karen war kurz davor, in Thränen auszubrechen.

(Fortsetzung folgt.)